

nis vom Ausbruch der fürchterlichen Krankheit in der Umgebung erhalten. Die Stadttore für allen und jeden Verkehr, man unterband alle und jede Menschenansammlungen innerhalb der Stadtmauern, verbot die Märkte, die Prozessionen, sperrte, wenn Pestfälle schon vorgekommen waren, die infizierten Häuser und ihre Bewohner rücksichtslos von der Außenwelt ab und überließ Kranke und Gesunde ihrem entsetzlichen Schicksal. Der religiöse Fanatismus glaubte durch Prozessionen und Kasteiungen den Ausbruch der Seuche, die man als göttliche Heimsuchung und Strafe für die sündhafte Welt ansah, abwenden zu können. Brüderschaften bildeten sich, Geißelbrüder, die mit ihren Bußübungen von Ort zu Ort zogen und dadurch dem Ausbruch der Pest an noch seuchenreichen Orten nur förderlich waren. Man beschuldigte auch die Juden, die Seuche hervorgerufen zu haben, zirkelte die Brunnenvergiftung und so waren im frühen Mittelalter Judenpogrome regelmäßige Begleiterscheinungen der Pestzeiten.

Im 17. Jahrhundert, von dessen Pestjahren heute in der Hauptsache gesprochen werden soll, war man über diese primitiven Ansichten und Auffassungen über die Krankheit hinaus. Zwar führte man auch da die Absperrung der Städte von der Außenwelt so streng wie möglich durch, isolierte auch die Kranken. Aber man tat dies in menschlicherer Weise. Besonders aber erkannte man die größtmögliche Reinlichkeit als das beste Vorwahrsmittel an und sorgte durch Mandate und Befehle wie das oben erwähnte von 1632 dafür, daß die gräßlichsten Mißstände in den Städten mit ihrer zusammengebrängten Bevölkerung behoben wurden. Auch wurden besondere Kerzer, die sogenannten Pestlenztales angestellt, denen die Maßnahmen zur Bekämpfung der Seuche übertragen wurden.

Alle diese Vorkehrungen mochten wohl für die Städte durchführbar sein, für die offenen Dörfer versagten sie. Zwar hatten die Landbewohner die Vorteile der frischen Luft und des etwas freieren Wohnens für sich, aber um so primitiver war es um die Reinlichkeit in Haus und Hof und im Dorfe bestellt, und nach einmal eine Pestepidemie über die Gegend herein, so war es den offenen Dörfern ebenso wenig möglich, sich wie die Städte, völlig von der Welt abzuschließen oder eine genaue Prüfung der durchwandernden Fremdlinge vorzunehmen, wie es dem einzelnen Bauern möglich war, sich von der Dorfgemeinschaft abzusperren. Schon der Mangel an eigenem Wasser in den einzelnen Gehöften, das Angewiesensein auf die öffentlichen Dorfbrunnen, an denen er den Wasserbedarf seiner gesamten Wirtschaft decken mußte, machten einen völligen Abschluß eines infizierten Gehöftes unmöglich. Auch alle anderen häuerlichen Verhältnisse, die Feldbestellung, die Düftung des Viehes ließen eine völlige Verstrickung der Gehöfte, wie sie später, ich erinnere an die Viehkontagionsperre in Kößchenbroda und Fürstentum vom 8.—19. Dezember 1830, durchgeführt wurden, nicht zu. Eine Maßregel aber treffen wir fast überall auf den Dörfern unserer Gegend während der Pestzeiten: man vermied so viel wie möglich, die Pestleichen länger als unbedingt nötig

über der Erde zu lassen. Der Transport der an der Pest verstorbenen Personen nach dem entfernten Parochialfriedhofe war viel zu gefährlich, zumal in heißen Sommertagen, um bei der Häufung der Pestfälle ohne Schaden für die übrige Bevölkerung vorgenommen zu werden. Auch wären die eigentlichen Friedhöfe für die große Zahl der Toten in kurzer Zeit unzureichend geworden. So errichteten die Dörfer selbständige Friedhöfe wie es für Naundorf, Zibschewig und Lindenau nachweisbar ist, oder man begrub, wie wir es z. B. von Radis und Nadebeul wissen, die Pestleichen in den Gärten, ein Fall, der auch einmal in Kößchenbroda vorkam, auf ihren Feldern oder in den Weinbergen. Von Totenfeiern wurde abgesehen und dieselben erst nachdem die Epidemie erloschen, nachgeholt.

Von dem Verlauf einer Pestzeit in einem Dorfe kann man sich selten ein klares Bild machen, auch in unserer Parochie nicht. Die zeit- und ortsgenössischen Nachrichten fehlen, selbst die Pfarrherrn der Pestjahre, die Pfarrer Preiser, Behrich und Lucius haben keinerlei (speziell: Aufzeichnungen über die Pestjahre hinterlassen. Man ist lediglich auf die Eintragungen in den Totenregistern angewiesen, will man sich von dem Verlauf der Epidemien ein ungefähres Bild machen.

Es sei deshalb auf die Schilderung der Pestzeiten der Jahre 1626—41, in welchen die Seuche in Dresden mit Unterbrechungen wütete, zurückgegriffen. (Nach Sparmann, Dresden im Dreißigjährigen Krieg.)

Die schlimmsten Pestjahre waren für die Stadt die von 1632 und 1633. Dresden, dessen Einwohnerzahl in dieser Zeit rund 17 000 betragen hat, hatte in normalen Jahren eine Sterblichkeitsziffer, die zwischen 350 und 450 schwankte, im Durchschnitt also mit 400 angenommen werden kann. Während der beiden genannten Pestjahre verlor die Stadt fast die Hälfte ihrer gesamten Bewohner, nämlich rund 7700 Personen. 1632 starben insgesamt 3129 Menschen in der Festung und den Vorstädten und im folgenden Jahre 1633 sogar 4585! Ungeheure Zahlen, auch wenn man davon die normale Sterblichkeitsziffer absetzt. Die Unsicherheit der Kriegszeit hatte viele Bauern der umliegenden Dörfer veranlaßt, ihre Familie, Weiber und Kinder hinter die Festungsmauern schützend unter zu bringen. Auf ausdrücklichen kurfürstlichen Befehl wurde dies untersagt, damit nicht „das contagium von Tage zu Tage je länger, je weiter fortgebracht werden möchte“. Die Absperrungsmaßnahmen wurden verschärft. Nicht nur den Einwohnern von Pirna wurde der Zutritt zur Festung versagt, auch für Großenhain, Bautzen, Ortrand, Meissen wurden die Tore gesperrt. Trotzdem wütete die Seuche furchtbar. Bis zu 53 Pesttote wurden täglich (August 1633) gezählt. Man fand die an der Seuche Verstorbenen überall. Nicht nur in den Häusern, auch auf den Straßen wurden die Menschen vom Tode übertrakt. Die in Dresden liegenden Soldaten wurden ebenfalls von der Pest ergriffen und starben. Die Mortalitätskurve des Jahres 1633 zeigt, nachdem sie in den Monaten Januar bis Juni in fast normalen Grenzen verlaufen, von letzterem Monat an ein rasches Ansteigen bis zum August mit über 1100 Todes-

fällen, um dann langsam wieder zu fallen und im Dezember wieder auf den normalen Stand zurückzuführen. Eine ganz merkwürdige Erscheinung, die man gerade in dem toten Pestjahre 1633 am wenigsten vermutet, war die außerordentlich hohe Zahl der Eheschließungen während desselben. Nicht weniger als 412 Paare wurden in demselben getraut, während die Zahl der Trauungen vorher 175 im Jahre nicht überschritten hatte, vielmehr wesentlich unter derselben geblieben war. Es hat den Anschein, als habe die Natur selbst wieder für einen Ausgleich der Verluste an Menschenleben sorgen wollen. (Fortsetzung folgt.)

Erhaltet alte Grabmäler!

Jeder, der auf alten Friedhöfen dem Lesen und Entziffern alter Grabsteinschriften einmal einige Stunden Zeit widmete, weiß, daß die meisten der alten Denkmäler aus Stein oder Holz aus diesem vergänglichsten Stoff meist im Innern der Kirchen als Epitaphien wertvolle familiengeschichtliche Urkunden sind. Namentlich in Orten, wo die Kirchenbücher, wie leider so oft, ein Raub der Flammen wurden, kann die Geschichte mancher Familie, kann mancher Stammbaum nur mit Hilfe alter Denkmalmeldungen ergänzt werden.

Diese alten Grabmäler, vielfach starke Steinplatten von Menschenhöhe, sind also wichtige Erzähler alter Familiengeschichte. Berweilen wir nur ein Beispiel bei einem solchen Veteran, bei einem solchen bemosten Haupt. Haben wir die Moosschicht, die Jahrhunderte auf seiner Haut wachsen ließen, abgeblättert oder abgewaschen, (die Schwebelbürste spielt oft eine wichtige Rolle solcher Grabsteinforschung), so zeigt sich dem Auge die alte, oft wundervoll durchgebildete und verteilte Inschrift wie ein rubiges, gut füllendes Schmuckwerk. Ihr Inhalt ist den schwulstigen alten Grabreden entsprechend zwar meist etwas ruhmredig und weitschweifig, aber wenn man der langen Rede kurzen Sinn herausgeschält hat, so steht doch das Lebensbild des Verstorbenen, längst zu Staub gewordenen, lebhaft vor unserer Seele, anders als beim Lesen der neuzeitlichen Telegrammstil-Inschriften. Es ist nicht nur Stimmung in der Formenwelt solcher alter Grabmäler, sondern auch in ihren Inschriften, die oft launig verfaßt sind oder eine unwillkürliche Komik entfalten, wie beispielsweise nachstehende Inschrift, die ich auf dem Bischofswerdaer Friedhof inventarisierte und die mit Bezug auf die Blumenabhängen der Bekrönung mit dem Hinweis beginnt, daß der Mensch wie „eine Blume auf dem Felde ist“. „Solches lerne an dem Exempel einer trefflichen Blume, Jost. Johann Catharinen Schwadin, welche Als in einem beglückten Garten in der gegneten Ehe Mit. . . (usw.) herfürkam, Unter Göttlichem Gedeihen durch sorgfältiges Pflansen und Bezieseln Als eine Pflanze des Herrn Ihm zum Preiß, den lieben Eltern und Frau Groß-Mutter zu Freud (?) und Trost erwuchß, Zu Ihrem Glauben, Leben und Wohlbehalten einen angenehmen Geruch von sich gab. Aber allzufrüh, In schönster Blüte u. Wachstum der Jahre . . . (1733) . . . Von einem harten Winde des Todes getroffen, verliet u. hin-